

Zeitschrift: Heimatbuch Meilen
Band: 25 (1985)

Artikel: Meilen und der Zweite Weltkrieg
Kapitel: Als Meilemer "Freiwilliger" unter Deutschlands Fahne
Autor: Kummer, Peter / Wegmann-Girsberger, Otto / Vontobel, Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-954093>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Als Meilemer «Freiwilliger» unter Deutschlands Fahne

Redaktionelle Vorbemerkung: Der folgende Text beruht auf einem Gespräch des Redaktors mit N.N., das dieser unter der Bedingung anonymer Wiedergabe gewährt hat und für das hier ausdrücklich gedankt sei. Er hält sich, unwesentlich gekürzt, unter Weglassung der meist nur zur Präzisierung gestellten Fragen möglichst wörtlich an die Ausführungen des Interviewten und wird ergänzt durch drei redaktionelle Begriffserklärungen in Form von Anmerkungen.

Ich bin, zusammen mit einem Bruder, in recht bürgerlichen Verhältnissen in Meilen geboren und aufgewachsen. Wir waren unsrer drei, die sich im Jugendlichenalter für ausländische Zeitschriften, «Heftli», interessierten. Eine davon war das «Signal»¹, etwas Ähnliches wie die «Schweizer Illustrierte». Jede Woche kamen wir zusammen, und jede Woche brachte ein anderer das Heft mit, denn wir hatten nicht viel Geld. Immer wieder imponierten uns neben deutschen Liedern und Märschen vor allem die Uniformen der Deutschen. Wir Schweizer hatten noch die alten Uniformen mit Stehkragen und Häftli, die anderen Umlegekragen, Uniformen für die Soldaten wie bei uns nur für die höchsten Offiziere. Das empfanden wir besonders, als wir 1939 selber in die RS einberufen wurden. Schon vorher aber hatte einmal einer von uns dreien bei einer der Zusammenkünfte ganz plötzlich und spontan geäußert: «Gopfertelli, me chöntet doch au eemaal da use das go aaluege!» Aber wir fanden es doch zu riskiert. Dann brach der Krieg aus, und wir sahen uns nicht mehr so häufig. Aber eines Tages im Frühsommer 1943, im «Schiffli» unten, machten wir ab, uns im Café «Schlauch» in Zürich wieder zu treffen. Und dort – «mer händ d'Lümpe abzoge ghaa» – kam spontan die Idee: «Läck, haue mers über d'Gränze go schmöcke.» Einer fand das Blödsinn und stieg aus, aber zwei der drei machten mit und fuhren nach Basel, an die Grenze.

Wir schauten ihnen dort zu, wie sie (die Grenzwächter) hin- und hergingen, zusammenkamen – und wie sie auseinandergingen, «simer zwüschedure». Nach zehn Minuten wurden wir bereits geschnappt und zur Grenze zurückgebracht. Wir glaubten, als nächstes in die Schweiz zurückgeschoben zu werden, und es gehe jetzt gleich «in die Kiste». Sie fragten uns, weshalb wir ins Deutsche gekommen seien. Ja, wir würden uns eben dafür interessieren, war unsere Antwort. Aber wir seien doch im Militär, wurde uns entgegengehalten – man hatte unsere Dienstbüchlein gefunden, deren wir uns an der Grenze entledigt hatten –, ob wir wüssten, was wir angestellt hätten, das sei doch Fahnenflucht! Das hatten wir jungen Kerle nicht so recht realisiert. Sie fragten uns, ob wir

zurückwollten oder nach Strassburg ins «Panoramaheim»². Dort würden sich alle Schweizer aufhalten, die ins Reich gekommen seien. Wir wollten zwar in kein Heim, aber noch weniger in die Schweiz – angesichts der Strafe, die uns dort erwartete. Arbeit wollten wir – aber das kam nicht in Frage. Ins Militär müssten wir, wurde uns bedeutet, zu den Freiwilligen. Deswegen seien wir nicht nach Deutschland gekommen, antworteten wir; wir hatten Angst, denn Deutschland steckte nach Stalingrad bereits in Schwierigkeiten.

Es nützte uns aber alles nichts: Wir wurden nach Strassburg überstellt, kamen dort mit andern Schweizern – sicher achthundert bis tausend – zusammen, aber weniger aus unserer Gegend als aus dem Bernbiet und dem übrigen Mittelland. Einer, zu Hause weggelaufen, war unzufrieden, dass er seit zwei Monaten auf den Entscheid über seine zukünftige Verwendung warten musste. Wir aber hatten es zu Hause gut gehabt, nichts hatte gefehlt; aus reiner Abenteuerlust waren wir ausgerissen.

Am nächsten Tag war Antreten, und wir wurden eingeteilt. Da wir unsere Dienstbüchlein an der Grenze deponiert hatten, wussten sie alles über uns, zum Beispiel, dass wir gute Schützen waren – ich hatte die Schützenschnur, das Schützenabzeichen und den Becher gemacht in der Rekrutenschule. Dann kamen wir ins Ausbildungslager von Sennheim bei Mülhausen. Dort fingen sie an, uns zu schlauchen, und ich sagte: «Da hämer dä schön in Dräck iegglanget!» Es kamen deutsche Militärtreiber und unterzogen uns einer militärischen Schnellbleiche von vier bis fünf Wochen. Viel ausrichten konnten sie allerdings nicht mehr an Leuten, die in der Schweiz bereits Dienst geleistet hatten. Erstmals richtig Angst hatten wir, als ein nächtlicher Bombenangriff auf Mülhausen stattfand und wir in unseren Baracken hörten, «wie das chlöpft».

Widersprüchliche Berichte über die weitere Verwendung lösten einander ab. Schliesslich hiess es, wir würden als Bewachungstruppen nach Holland geschickt, um dort Anschläge von Partisanen zu verhindern, zur Entlastung der Kampftruppen. Tatsächlich ging's darauf nach Holland. Die Schweizer wurden zwar auseinandergerissen, aber die zwei Meilemer – «mir händ Schwäin ghaa» – konnten zusammenbleiben. Von den andern hiess es, sie kämen nach Südfrankreich oder in die Tschechei. Wir wurden mit Angehörigen von Jugendverbänden³ vermischt, die uns zu überwachen hatten, «das mer nöd furtseckled», immer ein Deutscher auf etwa vier bis fünf Schweizer. Wir lebten in Gruppen von zehn, fünfzehn, zwanzig Mann in Scheunen, hatten nichts zu tun, «sind äifach deetghocked», konnten aber immerhin Sport treiben. Nach der alliierten Invasion (Juni 1944) wurde das Klima härter. Wir hörten vom Vorrücken der Alliierten und mussten befürchten, zu guter Letzt noch erschossen zu werden, sei es im Kampf an der Front oder standrechtlich im Falle von Fahnenflucht, worauf man noch

speziell aufmerksam gemacht wurde: «Verreckte Siech, das mached mer au nööd!» Die Hoffnung war, kampfflos vom Gegner gefangengenommen zu werden, was denn glücklicherweise auch geschah.

Februar/März 1944 hatte sich die militärische Lage für die Deutschen verschlechtert. Wir wurden bei Arnheim eingekreist, kamen in starkes feindliches Feuer, gegen das wir nichts ausrichten konnten; Spähtrupps spürten uns auf, und wir ergaben uns. Wir hatten «Schwein», denn wir wurden von Amerikanern und Engländern gefangengenommen – die Franzosen hätten uns gleich umgelegt. Trotzdem kamen wir nach Frankreich ins Gefangenenlager, insgesamt 60000 Menschen in einem Lager beisammen. Viele erkrankten an der Ruhr und verreckten wie die Fliegen, «s'isch gfürchig gsii».

Uns ist zum Glück nichts passiert. Die Schweizer wurden dann aus dem Lager genommen und per Militärflugzeug nach England verbracht, nach Manchester, und dort in einem alten Fabrikgebäude interniert. Das erste halbe Jahr war schlimm, denn man spürte den Hass der Engländer auf die Kriegsgefangenen. Sie machten uns gegenüber mit den Fingern immer des V(ictory)-Zeichen. Das Essen war recht, und auch diese Zeit ging vorbei. Sie fragten dann nach dem Beruf; die einen mussten arbeiten gehen, und wer im Sport etwas war, konnte Sport treiben. Ich durfte in einer Lagermannschaft Fussball spielen, Lagermannschaft gegen Lagermannschaft, auch Spiele zwischen verschiedenen Lagern gab es. Wenn einer musikalisch war, konnte er in einem Orchester mitmachen. Gearbeitet wurde in Fabriken oder bei Bauern, und man kam abends wieder ins Lager zurück. Nach 1946 hiess es plötzlich, Fraternisieren gegenüber der Bevölkerung – vorher unmöglich – sei jetzt erlaubt.

1947 war die Kriegsgefangenschaft zu Ende, und wir konnten heim, repatriiert über das spanische Rote Kreuz. Da ein eigentliches Militärgefängnis fehlte, brachte man uns nach Regensburg. Die Uniformen, in denen wir steckten, erregten Verwunderung, man hielt uns für Polizisten. Dabei waren es alte Uniformen, in die man die Lagerinsassen gesteckt hatte. Zu 16 Monaten wurden wir verurteilt, etwa die Hälfte mussten wir absitzen. Arbeiten konnten wir ausserhalb der Anstalt. Auch der Anstaltspfarrer meinte, wir seien «keine Schlimmen».

Als ich dort wieder herauskam, kehrte ich gleich nach Meilen zurück. Und das muss ich sagen: Sie haben nicht mit Finger auf einen gezeigt.

Wenn uns einer trotzdem «aazündt hät» – «Ihr Sauchäibe, sind de Schwaabe go hälfe» –, sind wir natürlich aufgestanden und haben geantwortet: «Pass uuf, was d'seisch, mir händ püesst!» Wir waren stark, nicht die Weichen! Einzelne hielten uns ganz ausdrücklich die Stange. Wir führten uns ja sonst gut, und man rechnete uns das Ganze als dummen Jugendstreich an. «Das sind ja kei Politischi», sondern ähnlich

denjenigen, die zur Fremdenlegion gingen. Natürlich hätten wir uns damals schon an der Grenze sagen müssen: «Spined mir eigetlich, jetzt, wo's hinenabe gaat?» Aber wir rechneten nicht damit, «das es grad sooo zämegheit». Man sagte immer, «de Dölf» habe noch Waffen auf Lager, welche die andern nicht haben, wie etwa die V2.

Ich fand nach der Rückkehr gleich eine Stelle und habe dort nachher dreissig Jahre gearbeitet. So konnte ich sagen: «Ich han jetz emaal en Säich gmacht, aber im Pruef de Maa gestellt.» Im Sport war ich auch gleich drin und konnte dort weiterfahren, wo ich vor dem Krieg angefangen hatte. Natürlich hatten die Eltern während meiner Abwesenheit «einen mitgemacht», aber sie sind «nöd emaal aazündt worde»: viele wollten ihnen sogar helfen. Die Kontaktnahme gelang dann über das spanische Rote Kreuz, und es war hilfreich, dass wir nicht über Deutschland zurückkamen.

Reuen tut uns das Ganze nicht. Wir haben ein bisschen etwas gesehen. «Wänn tänn die Ooremèrkler bin öis geesch, won immer e tumi Schnure händ und hässig sind, die händ no nie fremds Broot ggässe und schimpfed nu immer über di Junge.»

- 1 Im Gegensatz zur unpolitischen «Schweizer Illustrierten» handelte es sich beim «Signal» allerdings um eine äusserst raffiniert aufgezugene Propagandaschrift für Nationalsozialismus und Drittes Reich.
- 2 Unter diesem Tarnnamen führte die «Germanische Freiwilligen Leitstelle» des SS-Hauptamtes zuerst in einer Villa an der Panoramastrasse in Stuttgart, dann (nach einem Bomben-Volltreffer) in Strassburg unter schweizerischer Leitung ein Auffanglager und eine Schulungsstätte für aus der Schweiz Desertierte. Nach eingehender Befragung zur Person sowie über die politischen und militärischen Verhältnisse in der Schweiz (worüber umfangreiche Karteien angelegt wurden) entschied das «Panoramaheim» über die weitere Verwendung. Drei Fünftel der 1360 registrierten Ankömmlinge wurden der Waffen-SS, rund ein Zehntel dem Sicherheitsdienst der SS, der Rest dem deutschen Arbeitsmarkt zugewiesen. (SS = «Schutzstaffel», Hitler bedingungslos ergebene wichtigste nationalsozialistische Organisation.)
- 3 Wohl der Hitler-Jugend, die in der Phase des Niedergangs des Dritten Reiches zusätzliche Aufgaben übernahm.

Zu Seite 67: Wenn es sich angesichts der von aussen drohenden Gefahr auch leicht versteht, so fällt doch auf, wie sehr man sich bei uns in der Zeit des Zweiten Weltkrieges (wie auch schon vorher – man denke an den «Landi-Geist» von 1939) mit der Schweiz und ihrer Eigenart beschäftigt hat.